

NORA ECKERT

**WIE ALLE,
NUR ANDERS**

**EIN TRANSSEXUELLES
LEBEN IN BERLIN**



C.H. BECK

Zum Buch

Ein Neunzehnjähriger zieht 1973 nach West-Berlin, um der Bundeswehr zu entgehen. Sofort verfällt er dem rauen Charme der heruntergekommenen Halbstadt. Vor allem aber begreift der vermeintlich schwule Mann, dass er transsexuell ist. Um die sein zu können, die sie ist, heuert er im Chez Romy Haag an, dem damals bekanntesten Travestieclub Europas. Nicht nur David Bowie geht dort ein und aus. Und alle, die diesen Club betreten, müssen nun an Nora Eckert vorbei, der Garderobiere in dem kleinen Etablissement in Berlin-Schöneberg.

Mit großer Selbstverständlichkeit, Witz und Lakonie erzählt Nora Eckert von ihrem Geschlechterwechsel: dem anfänglichen Spießrutenlauf beim Schuh- und Kleiderkauf, der Selbstbehandlung mit Hormonen und dem

Glücksgefühl, «eine dritte Möglichkeit» zu leben. Sie berichtet von dem demütigenden Begutachtungsprozess, dem sie sich unterziehen musste, um auch «offiziell» eine Frau zu sein.

Vom Berliner Arbeitsamt zur Stenokontoristin umgeschult, kehrt Nora Eckert 1982 in die bürgerliche Welt zurück. Nun stürzt sie sich in das «hochkulturelle» Nachtleben der Stadt: Theater, Oper, Konzerte. Die «Schreibdame» ohne Abitur fängt Mitte der achtziger Jahre selbst zu schreiben an und wird im Nebenberuf eine vielbeschäftigte Opernkritikerin.

Die Bühne, auf der sich all dies vollzieht, ist die zweite Heldin dieses Buches, das nicht zuletzt eine große Liebeserklärung ist an das wilde, hedonistische West-Berlin.

Über die Autorin

Nora Eckert, geboren 1954 in Nürnberg, kam Ende 1973 nach West-Berlin, wo sie bis heute lebt. Die Publizistin hat sechs Bücher zu Oper und Theater verfasst, u.a. zum Bühnenbild im 20. Jahrhundert und zu Parsifal. Sie ist im Vorstand des Vereins TriQ TransInterQueer e. V. Berlin.

Inhalt

Einige Hinweise zur Sprachregelung und Schreibweise

Im Foto versteckt

Ankunft in der großen Stadt

Schwul in Gießen und Berlin

Abschied von der Männlichkeit

Ein Vorstellungsgespräch im Jahr 1976

Die Kleiderfrage

Chez Romy Haag

Von Hormonen und harter Arbeit

Outing, Passing und ein behelfsmäßiger Personalausweis

Was ziehe ich an?

TSG

Meine Männer, welche Männer?

Meine Gutachter – eine Boulevard-Komödie

Was wusste Shakespeare von uns?

Tausche Männer gegen Kunst

Ausgerechnet Oper!

Ein schamlos sinnliches Kind

Meine Mutter

Mind the Gap

Der Eklat

Back to the Roots

Epilog: Die Legende vom falschen Körper oder wie die Frau in den Mann kam

Für Elmar, Mechthild, Katharina und Teresa

Aus Adam schuf Gott bekanntlich Eva, eine Rippe genügte dafür. Beginnt die trans*Geschichte also damit, dass die Frau aus dem Mann entstand? Die Biologen würden es eher andersherum erklären und die Frau als menschlichen Prototyp ins Rennen schicken – mit dem Mann als der aus der Frau hervorgegangenen Variante. Die Antwort auf die Frage nach dem Beginn der trans*Geschichte bliebe die gleiche: Es gibt sie, seit es Menschen gibt, nur hat sie niemand aufgeschrieben. Meine Geschichte handelt von der Frau im Mann als einer Möglichkeit der Natur. Alle Natur ist Schöpfung, und ich bin ein Teil davon. Ich bin wie alle, nur ein wenig anders, und am Ende ist jeder sein eigener Fall.

Einige Hinweise zur Sprachregelung und Schreibweise

Für Transgeschlechtlichkeit im Allgemeinen benutze ich das Trans-Sternchen in Verbindung mit dem jeweiligen Begriff: trans*Geschichte, trans*Körper usw. Das Sternchen steht für alle praktizierten Lebensweisen der Transidentität, die mehr als nur eine eindeutige Darstellung von Frau oder Mann beinhalten. Auf mich bezogen verwende ich aus alter Gewohnheit, aber völlig emotionslos den heute als obsolet geltenden Begriff «transsexuell». Mir erscheinen im Grunde alle Kombinationen mit der Vorsilbe trans als obsolet, nur gibt unsere Sprache nichts anderes her. Ohne Sternchen verwende ich Begriffe wie Transfrau, Transmann und Transmenschen, um jeweils die spezifische Persönlichkeit hervorzuheben. Das für die Mehrheit der Menschen verwendete Attribut «Cis» bedeutet nichts anderes, als sich mit dem bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht zu identifizieren, was wir Transmenschen nie tun. Die Rede ist in diesem Zusammenhang auch von Heteronorm und Binarität.

Die uns zugedachten Benennungen stammen hauptsächlich aus der Sexualwissenschaft und stellen dürftige Etikettierungen dar, von der darin enthaltenen Pathologisierung ganz zu schweigen. Bis in die sechziger Jahre sprach man pauschal von Transvestiten mit abgestuften Charakterisierungen. Danach setzte sich allmählich das Wort «Transsexueller» durch. Das rätselhafte, unverständene Kind brauchte einen Namen und ein normgerechtes Geschlecht dazu. Doch die Namen blieben Synonyme für das Rätsel und das Unverständensein.

Häufiger verwende ich den Begriff «Passing», der aus dem Englischen stammt und mit «durchgehen» zu übersetzen ist. Gemeint ist damit, eine Person als dem Geschlecht zugehörig zu lesen bzw. anzuerkennen, als dem zugehörig sie gelesen bzw. anerkannt werden möchte. Alle weiteren Begriffe sollten sich aus dem Text erschließen.



Am Straßenholz, 1959

Im Foto versteckt

Fotos erzählen Geschichten, mit Fotos verbinden wir Geschichten. Wie ist das mit dem Foto des kleinen Jungen? Wie alt mag er sein? Fünf oder vielleicht schon sechs Jahre? Was hat er für eine Geschichte? Ich bin es, die hier brav in die Kamera schaut, den Anflug eines Lächelns im Gesicht und dazu die großen offenen Augen. Wenn sich für eine Frau kein anderes Kompliment findet, rühmt man gern ihre schönen Augen oder das schöne Haar. Weshalb es mich eher stutzig machte, wenn mal wieder jemand von meinen schönen Augen schwärmte, aber das gehört nicht hierher. Was fällt sonst noch auf? Die Bügelfalte – so etwas kennen Kinder heute kaum noch. Die Hose hatte meine Mutter aus dem Stoff eines ausgedienten Exemplars meines Vaters geschneidert. In den fünfziger Jahren war man sehr sparsam.

Ordentlich sollte ich aussehen, wenn der Fotograf kommt. Deshalb trug ich das gute Stück. Beeindruckt hatte mich, wie man aus einer Hose für einen Erwachsenen eine so kleine machen kann, ich hatte das Umarbeiten inklusive Maßnahmen und Anprobe ja miterlebt. Gern trug ich diese Hose nicht. Sie kratzte an den Beinen, ihr Stoff war ein wenig steif. Am meisten störte mich, dass ich darin nicht spielen durfte, sondern zum Stillhalten verurteilt war. Im Hintergrund des Fotos sieht man die Bohnenstangen im Garten meiner Mutter, dicht umrankt von Bohnenlaub.

So sah der kleine Junge aus, der sechzehn Jahre später zur Frau wurde. Wie so etwas geht? Das Foto weiß nichts von dieser Geschichte, es zeigt einen Jungen. Auch sieht man auf ihm nichts von dem Minidrama, das dem Ereignis vorausging. Es lässt weder die spätere Frau erkennen noch die Tränen, die kurz vor der Aufnahme flossen. Denn nachdem ich für den Fotografen morgens sauber angezogen worden war, sollte ich natürlich sauber bleiben – so die mütterliche Ermahnung. Nur hatte ich, wie wohl die meisten Kinder, ein inniges Verhältnis zum Fleckenteufel – und so war der Fleck beinahe unvermeidlich. Er prangte gut sichtbar auf einem der beiden Hosenbeine. Es gab Ärger, aber leider keine weitere gute Hose zum Wechseln. Diese beiden Geschichten sind dem Bild unsichtbar eingeschrieben. Und am Ende war die ganze Aufregung umsonst, weil man den Fleck auf dem Foto ohnehin kaum sieht.

Wenn ich heute in das Gesicht des kleinen Jungen schaue, der ich einmal war, sehe ich noch viel mehr: genau sechs Jahrzehnte eines bewegten und ungewöhnlichen Lebens. Das schafft einerseits Abstand, und zwar einen so gewaltigen, dass ich mich selbst fast wie eine andere Person wahrnehme, andererseits scheine ich diese ferne Zeit der Kindheit heute mehr zu besitzen als damals, da ich heute mehr über sie und über mich weiß als in den Tagen, als das Foto aufgenommen wurde. Der Junge, der ich war, wusste von dem Kommenden noch nichts, und dennoch war sein Geheimnis in ihm von Anfang an eingeschlossen. Das allerdings war zu spüren, ein nicht benennbares Etwas. Das hinderte den Jungen nicht, sich in seiner Haut wohlfühlen. Ich glaube, man sieht ihm das an. Erstens war es seine eigene Haut, und zweitens umhüllte sie, was ihm sechzehn Jahre später zu der Erkenntnis verhalf: Du bist eine Frau. Für die meisten Menschen ist das eine schwer zu begreifende

Seltsamkeit der menschlichen Natur: ein Junge zu sein und eine weibliche Identität zu behaupten. Aber der Knirps hat die Sache dann als junger Mann gut hingekriegt – nur das mit den Flecken nicht, das Kleckern blieb mir treu.

Ich will erzählen, wie aus dem Jungen eine Frau wurde, genau gesagt, eine Transfrau. Den feinen Unterschied werden Sie später verstehen. Die Erzählung beginnt mit meiner Ankunft in Berlin, weil meine Geschichte eng und unauflösbar mit dieser Stadt verbunden ist. Erzählen will ich Ihnen, wie ich wurde, was ich bin. Das trans*Sein wurde für mich eine Erfolgsgeschichte. Davon werden Sie hier lesen. Zum Ende jedoch will ich einen Rückblick unternehmen und den Blick noch einmal dorthin lenken, wo der kleine Junge auf dem Foto zu Hause war, also in seine Kindheit und Jugend. Sie werden dann vielleicht verstehen, dass wir weder vor uns davonlaufen können noch Grund dazu haben, es zu tun: *I am what I am*. Das war schon dem Jungen mit dem Mona-Lisa-Lächeln vor Mutters Gartenbohnen klar, auch wenn er noch kein Englisch verstand.

Ankunft in der großen Stadt

«... die dekadenteste Stadt Europas. Wir gingen zu Romy Haag, solche Clubs gab es woanders nicht. ... das war ein alternatives Nachtleben, das es in London nicht gab. ... Die Stadt war heruntergekommen, verruchter als heute, überhaupt nicht bürgerlich.»

Bryan Ferry

Mit und in Berlin fing alles an. Dafür war diese Stadt schon immer gut. Nicht unbedingt für Anfänger, aber für alles Beginnende. Die Stadt zog magisch an und tut es heute wieder, aber sie hat sich verändert. Was an den etwas abgegriffenen, nichtsdestoweniger passenden Satz erinnert, Berlin ist nicht, Berlin wird immer nur. Diese in den siebziger Jahren noch kriegszerzauste Stadt wie sonst keine der westdeutschen Großstädte war in der Tat und im doppelten Sinn zum Symbol des Überlebens und auch eines alternativen Lebens geworden. Jetzt erst recht, lautete die Devise der Stadt und ihrer Bewohner, auch derjenigen, die neu nach West-Berlin kamen. Der doppelte Sinn, das war zum einen das Überleben einer hermetisch abgeschlossenen Stadthälfte als ein offener urbaner Raum und zugleich die Überlebenskunst ihrer Bewohner, die darin bestand, dass jeder sein konnte, wie er sein wollte, wenn er es nur wollte. An dieser Magie änderte der eingemauerte Zustand jener «selbständigen politischen Einheit», als welche die westliche

Halbstadt in der DDR-Sprachregelung bezeichnet wurde, schon gar nichts. Wichtig für uns Westler war der Bindestrich; dort, wo er fehlte, war ideologisch der Osten. Die Insellage trug für nicht ganz dreißig Jahre ganz erheblich zur Attraktivität von West-Berlin bei. Vielleicht ist das eine Erklärung dafür, dass Touristen so gern nach Mauerresten suchen, als stecke in ihnen noch ein wenig von jenem Unerklärlichen einer längst verschwundenen Zeit.

Hier konnte sich eine Pop-Ikone wie David Bowie wie auf einer einsamen Insel unter gut zwei Millionen Menschen fühlen, unerkant und unbehelligt. Jeder kennt die sprichwörtliche Berliner Schnauze – mit ihr ließ sich schon immer alles auf Normalmaß herunterschrauben. Offenbar haben Berliner das Antipathos schon in den Genen. Der Berliner ist kaum zu verblüffen, weil er erstens schon immer alles kennt und weil er zweitens eine Begabung dafür hat, des Pudels Kern auszumachen. So kommt es zu dem lässigen bis gleichgültigen Umgang mit allem und jedem. Jeder macht seins – das ist die Berliner Mentalität des Leben-und-leben-Lassens. Hier gedieh, bei durchaus rauem Klima, eine subkulturelle Vielfalt, die man in Westdeutschland vergeblich suchte. Das alte Couplet *Du bist verrückt, mein Kind, Du mußt nach Berlin, wo die Verrückten sind* hatte seinen Wahrheitskern behalten, auch wenn die mythische Überformung durch die mal als wild, mal als golden titulierten zwanziger Jahre mittlerweile ramponiert und der Glanz von ehemals stumpf geworden war. Aber es ist etwas dran, hier gedeihen ganz spezielle Pflanzen.

Ich kam kurz vor Weihnachten 1973 in West-Berlin an – im selben Jahr, in dem sich Max Frisch zu einem «Berliner Versuch» in der Stadt niederließ. Auch für mich wurde es ein Versuch, der bis heute anhält und hoffentlich noch lange andauern wird – ein Leben

als ergebnisoffener Langzeittest. Frisch hat West-Berlin dagegen schon bald die lange Nase gedreht. Er entschwand, die Angst nachlassender Schaffenskraft im Nacken, nach New York, um sich dort auszuleben, was man in der Erzählung *Montauk* nachlesen kann. Für mich hingegen wurde Berlin mein Biotop der Selbsterkundungen und Selbstentdeckungen bis hin zur buchstäblichen Neuerfindung meines Selbst.

Natürlich waren meine Erwartungen hochgesteckt, aber am Ende übertraf die Wirklichkeit die Vorstellung. Das nicht Vorhersehbare überwog. Dabei konnte diese Stadt entsetzlich banal und angeberisch sein, auch so grandios in ihrer Hässlichkeit und so unglaublich piefig, doch im nächsten Moment und an der nächsten Ecke dann genau das Gegenteil, nämlich genial. Das lag vor allem am Berliner Menschenschlag mit einer, wie ich es erlebte, überdurchschnittlichen Ansammlung von sehr unterschiedlichen Originalen.

Großstädte sind unbestimmte Verheißungen. Sie sind ein Konglomerat von unendlichen Möglichkeiten. Sie sind Labyrinth, las ich einmal in einem Buch über Berlin. Schon meine erste Kurzvisite in der Stadt ließ mich eine Facette dieses Labyrinthischen entdecken, als ich mich in der Buchhandlung Elwert und Meurer zu einem Vorstellungstermin einfand. Von der Straße aus gesehen war es nur ein einfaches Ladengeschäft mit zwei großen Fensterscheiben links und rechts, dazwischen die Eingangstür plus ein separater kleinerer Verkaufsraum neben der Hofeinfahrt mit der Taschenbuchabteilung. Dem Ladengeschäft sah man es nicht an, aber es arbeiteten dort hundert Angestellte, die meisten für den Umsatzbringer Versandbuchhandel. Hinter dem Laden lag ein zweigeschossiger Anbau, verbunden mit zahlreichen Treppchen und Gängen, die sich

bis in den Keller fortsetzten. Diese labyrinthischen Gänge haben einen bleibenden Eindruck in mir hinterlassen wie alle ähnlich verschlungenen Architekturen und kehrten später in einigen meiner Träume wieder – immer als Verbindung zu irgendetwas Unerwartetem. Auf mich hat Unübersichtlichkeit schon immer anziehend gewirkt. Seit meiner Kindheit schien mir nichts vielversprechender zu sein als verborgene Orte, und obwohl ich mich nur selten an Träume erinnere, blieben diese labyrinthischen Träume gespeichert. So versteckt und düster die Räume und Gänge in den Träumen auch waren, am Ende führten sie mich immer nach draußen oder in ein sonnendurchstrahltes Zimmer mit Blick in einen Garten oder auf die Straße.

Mit dem Vorstellungstermin bei Elwert und Meurer war eine Doppelpremiere verbunden: zum ersten Mal in Berlin und mein erster Flug. Mein Chef, der Kleinverleger Günter Kämpf, in dessen Anabas Verlag ich seit knapp zwei Jahren arbeitete, spendierte ihn mir. Wir flogen gemeinsam von Frankfurt nach Berlin (auch er hatte hier etwas zu erledigen). Beinahe hätten wir das Flugzeug verpasst. Wir waren mit dem Auto von Gießen zum Frankfurter Flughafen gefahren und im Stau stecken geblieben. «Lass uns ankommen, bitte. Meine Zukunft wartet», betete ich still vor mich hin. Endlich waren wir da. Und rannten fünf Minuten vor Abflug zum Flugsteig. Heute wäre das bei all den Sicherheitskontrollen ein Ding der Unmöglichkeit, doch damals wurden wir einfach durchgewunken. Nur rasch das Flugticket vorgelegt, das Handgepäck blieb unkontrolliert. Den Ausweis brauchten wir, glaube ich, erst für den Rückflug. Man stieg einfach ein und wieder aus, als würde man in einen Zug ein- und dann wieder aussteigen. Herrliche Zeiten. Wir flogen mit einer Maschine der PanAm. Wie das damals klang:

PanAm, wie die große weite Welt. Damals waren die Luftkorridore auf die Insel nur für alliierte Fluggesellschaften offen.

Wir landeten in Tempelhof – mitten in der Stadt gelegen, das Rollfeld dicht umbaut mit Wohnhäusern, die zu den Bezirken Kreuzberg, Neukölln und Tempelhof gehören. Im Landeanflug schienen die Hausdächer am Tempelhofer Damm fast zum Greifen nah. Man konnte in die erleuchteten Wohnzimmer schauen oder in die geranienumrankten Balkonidyllen. Später bin ich noch etliche Male in Tempelhof abgeflogen und angekommen. Bei Turbulenzen im Landeanflug drückte es die Flugzeuge mitunter so mächtig herunter, dass wir schon fast die unter uns befindlichen Hausdächer abrasierten. Nach der Landung die imposante Ankunftshalle, der ich Jahrzehnte später unverhofft in Philadelphias Central Station wiederbegegnete. Und schließlich die unvergleichlich distanzlose Stadterfahrung – nicht nur bei turbulenten Landeanflügen. Man trat aus der Empfangshalle ins Freie und stand sogleich auf dem Platz der Luftbrücke mit der berühmten Hungerharke (dem Luftbrückendenkmal von Eduard Ludwig), links der Tempelhofer Damm, rechts der Mehringdamm, der mich bald zu meinem neuen Lebensort führen sollte. Wo gab es sonst ein solches Ankommen mitten in der Stadt!

Die Ankunft im damaligen Kreuzberg (nicht zu vergleichen mit dem heutigen) empfand ich wie ein Nachhausekommen. Am liebsten wäre ich erst gar nicht wieder weggefahren. Hier fand das Leben immer auf der richtigen Gefühlsfrequenz statt: schnörkellos, trotzdem herzlich, ruppig, aber nie nachtragend. Fast dreißig Jahre habe ich in der Gneisenaustraße gewohnt, nur einen Steinwurf entfernt vom Flughafen Tempelhof. Wie es sich für Neuankömmlinge in Kreuzberg gehörte, fand ich im Seitenflügel

eine kleine Wohnung. Der Blick aus dem Zimmerfenster ging auf Brandmauern, diejenige linker Hand war die schönste: vier Stockwerke hoch blanker Backstein, ein buntes Mosaik, zusammengestellt aus dem, was die Trümmerfrauen nach 1945 als neu-altes Baumaterial zurechtgeklopft hatten mit bestimmt vier oder fünf verschiedenen Sorten Backstein. Ich liebte diese verwitterte Brandmauer, wie man ein schönes Gemälde liebt. Heute ist sie sauber verputzt und das Kunstwerk verschwunden. Das Kraut hie und da zwischen den Mauerritzen musste den abwesenden Garten ersetzen. Ich habe die Zähigkeit der Natur immer bewundert, da wuchs über zwei, drei Jahre, manchmal auch länger, aus einer Mauerritze ein Bäumchen, um dann doch irgendwann zu vertrocknen. In jedem Frühling freute ich mich über das frische grüne Laub. Je nachdem, wie der Wind stand, hörte ich sonntags die Triebwerke der Flugzeuge, wenn sie für Tests hochgefahren wurden. Das vermischte sich mit all den Geräuschen aus den umliegenden Wohnungen, die der Hof wie einen Schalltrichter verstärkte: dort Kindergeschrei, hier Töpfeklappern, ein klingelndes Telefon, Hundegebell und der Mieter aus dem zweiten Stock, der den Hof zum x-ten Mal mit der Arie *Casta Diva* beschallte. So kam auch Maria Callas auf unseren Hof. Aber ich habe vorgegriffen, noch hatte ich diese Wohnung nicht.

Mein Vorstellungsgespräch verlief erfolgreich. Ich bekam den Arbeitsvertrag. Ein paar Wochen später passierte ich den Kontrollpunkt Dreilinden und brauste auf der Avus meiner neuen Heimat entgegen. Hilla aus der Gießener Wohngemeinschaft hatte einen VW-Bus organisiert, damit schafften wir meine paar Habseligkeiten in die Stadt, die sich in jenem Winter von ihrer

unfreundlichsten, nämlich frostigsten Seite zeigte. Ich fand zuerst ein Quartier in einer Wohngemeinschaft, die in einem Gewerbehinterhof – war es der zweite oder der dritte Hof? – in der Waldemarstraße inmitten des legendären SO36 eine Etage gemietet hatte, riesengroß, aber mit den blanken Estrichböden nicht gerade wohnlich. Den Winter konnte man in Berlin riechen; je nach Wetterlage hing der Rauch als rußiger Dunst schwer in den Steinschluchten. Kein Wunder bei den vielen Kohleöfen. Es fühlte sich an, als liefe man durch rauchige Kamine. 1973 war das Jahr der Ölkrise – und dieses Kreuzberger Loft wurde nicht mit Kohle-, sondern mit Ölöfen beheizt. Die sprunghafte Verteuerung des Heizöls nötigte die Wohngemeinschaft zu radikalen Sparmaßnahmen. Die Ölöfen in den privaten Räumen wurden kurzerhand abgestellt, nur die Küche, das Bad und der Gemeinschaftsraum wurden beheizt, so der kollektive Beschluss nach einem ernüchternden Kassensturz. Der riesige Saal, den ich mit einem befreundeten Studentenpärchen aus vorangegangenen Gießener Zeiten teilte, besaß hohe Glasfenster, die über die gesamte Länge des Raumes reichten, das waren mindestens zwanzig Meter, eingefasst in undichte Metallrahmen. Im Nu stellten sich sibirische Verhältnisse ein. Die Fensterfront verwandelte sich in ein Eisblumenfeld, für dessen exotische Schönheit uns freilich jeglicher Sinn abging, wenn wir abends in die steif gefrorenen Betten krochen. Bald war es eine dicke Eisschicht und die Vorstellung förmlich zu greifen, Sibirien müsse wohl doch gleich hinter der Elbe beginnen.

Aufwärmen konnte ich mich in der U-Bahn auf dem Weg zur Arbeit. Am Kottbusser Tor stieg ich ein, am Innsbrucker Platz wieder aus, mit Umstieg am Nollendorfplatz – dazwischen entdeckte

ich einen wahren Kosmos aus Geschichte und Geschichten. Ich sog alles förmlich in mich auf, war stets auf Spurensuche. Ich lernte diese Stadt zu lesen, begriff, was sie alles verloren hatte, und richtete mich allmählich in dem, was noch da war, häuslich ein. Damals boten mir die Berliner Verkehrsbetriebe nicht nur einen Wärmeplatz, sondern sie hatten auch noch ein Herz für Raucher. *Gitanes* war meine Hausmarke. Die U-Bahn-Züge bestanden nämlich aus Waggons für Raucher und solchen für Nichtraucher, mal mit, mal ohne Qualm, ganz paritätisch. In den Doppeldeckerbussen war das Oberdeck mit seinen viersitzigen Reihen (!) ebenfalls für die Raucher reserviert und die Luft dort oben oft zum Schneiden. Was habe ich anfangs darüber gestaunt – klar, ist eben Berlin.

Mein zweites Interims-Asyl war dann zwar durch einen Kachelofen mollig warm, aber zunächst musste die Kunst des Heizens erlernt werden. Explodierende Kachelöfen waren die Ausnahme, aber hin und wieder soll das vorgekommen sein. Für kurze Zeit konnte ich die kleine Wohnung eines gerade neu gewonnenen Freundes nutzen. Sie bestand aus einer Küche und einem Zimmer. Die gleiche Kombination gab es auf der anderen Seite des Flurs. Beide Wohnungen hatten zum Treppenhaus hin eine gemeinsame Wohnungstür. Eine Badestube, wie der Berliner sagt, gab es nicht, die Toilette befand sich im Treppenhaus auf halber Höhe und wurde von allen Bewohnern der Etage benutzt. Wehe, wenn es pressierte, und penibel durfte man schon gar nicht sein. Das Leben war recht rustikal, zumal wenn es auf einem der Höfe noch eine Abdeckerei gab. Dennoch waren hier auch zarte Seelen und feenhafte Wesen zu Hause, nur schwache Nerven durfte man nicht haben.

Trotz des erst frostigen, dann rustikalen Empfangs wusste ich: Das ist meine Stadt. Obwohl ich mit meinen noch nicht ganz zwanzig Jahren bisher nicht viel gesehen hatte: Nürnberg, das Provinzkaff Gießen, ein wenig von München, Frankfurt, Köln, wo ich einmal eines meiner Künstleridole aufgesucht hatte – Wolf Vostell, der mir tatsächlich eine Audienz gewährte. Ich hatte seine Adresse irgendwie ausfindig gemacht und habe einfach geklingelt, um ihm zu sagen, wie toll ich seine Kunst finde. Berührungsängste habe ich noch nie gekannt. Auf eine Weise hatte ich immer schon das Gefühl, die Welt sei für mich da und warte nur darauf, von mir entdeckt und in Besitz genommen zu werden, auch wenn sie nicht gleich mit allem herausrückte. Früher oder später fand sich immer eine Tür oder ein Durchgang.

Berlin war jedenfalls anders als alle anderen Städte, daran war nicht zu zweifeln. Von hier wollte ich nicht mehr weg. Der nächste Frühling kommt bestimmt, dachte ich, und dann würde ich längst eine eigene Wohnung haben. Und so kam es ja auch mit der schon beschriebenen Hinterhofwohnung, die aus einem einzigen großen Zimmer bestand. Eine Küche gehörte dazu mit einem Kasten unter dem Fenster, wo vier Zentner Briketts hineinpassten (der Monatsbedarf in einem normalen Winter). Auch hier habe ich mit einem Kachelofen geheizt. Das Highlight dieser Wohnung bestand in der kurz zuvor eingebauten Dusche. Das war tatsächlich Luxus, denn Bäder fehlten in den meisten kleinen Altbauwohnungen. So etwas gab es nur im Vorderhaus in den Wohnungen für die besser gestellten Leute. Ich gehörte also zu den Privilegierten und hatte eine Zeitlang immer wieder Freunde als Duschgäste zu Besuch, die Handtuch und Seife und den neuesten Klatsch mitbrachten.

Berlin, das war eine Liebe auf den ersten Blick. Ich liebte diese Stadt, wie man eine abgetakelte Schönheit liebt, denn ich spürte ihr noch glühendes Herz, das das meine wärmte. Auch ihr Witz zündete noch. Dazu die nie abhandengekommene Grandezza mit großer, inzwischen etwas verwackelter Geste. Bei Joseph Roth, der wahrlich kein Berlin-Verehrer gewesen ist, las ich eine Definition Berlins, die trotz Kriegszerstörung und Teilung immer noch zutraf, weil die in ihr beschriebene Energie noch am Glimmen war, ja sogar eine seltsame Aktualität gewann: *Diese Stadt ... liegt außerhalb Deutschlands, außerhalb Europas. Sie ist die Hauptstadt ihrer selbst. Sie nährt sich nicht vom Lande. Sie bezieht nichts von der Erde, auf der sie erbaut ist. Sie verwandelt diese Erde in Asphalt, Ziegel und Mauer ... Es ist der Inbegriff einer Stadt.*

Tatsächlich konnte man die Insel West-Berlin als die Idee einer Stadt begreifen, die nur für sich besteht, abgeschnitten von fast allen bisherigen Funktionen und Bedeutungen, und mit Bewohnern, die ebenfalls vorzugsweise nur für sich selbst existierten. Alles fühlte sich hier irgendwie unreal an, und dennoch kroch einem ständig die von Kohlenstaub, vom Geruch modriger Mauern, vom Dunst sauer gewordenen Biers aus der nächsten ECKKneipe und von altem Frittenfett geschwängerte Wirklichkeit auf die Pelle. Als mich meine Mutter Ende der siebziger Jahre in Berlin zu besuchen begann, die hier während des Krieges für ein paar Jahre gelebt hatte, war ihr der muffig-brandige Geruch in den U- und S-Bahn-Schächten aufgefallen, die sich in Bombennächten der Kriegsjahre immer wieder in Todesfallen verwandelt hatten. Für meine Mutter waren das grausige Erinnerungen. Bei all der berlintypischen Gleichgültigkeit ist diese Stadt immer dann besonders aufdringlich,